

die Platten als Nahrung annehmen. Jedenfalls ist die Platte für den Leseer ein Hindernis. Neben, welche dort mit Vorzügen die meerschweinchenähnlichen Endblüten, sowie einheimische Käufe heute gesehen, rühren die Platten, die sie idem, nur ungen an. Es bitt man sich, indem man einmal im Monate die Strahlungen eines Plattenatag abhalten läßt. Nützlich erklärt, daß an einem solchen Tage bei seiner Anwesenheit 3900 Stütz getötet wurden, daß aber in der trocknen heißen Jahreszeit diese Jagden wesentlich unternommen werden und bis zu 20,000 an einem Tage erfolgen haben. Nur die Hauskatze und die Hausmaus kommen hier vor. Auf der sog. Platteninsel (Nas rats) von heute sind die sonst so unangenehm maulbechten Platten jetzt durch Käufe ersetzt. Brenner meint, auch hier seien ursprünglich Platten vorhanden gewesen, aber ausgerottet worden, was bei der geringen Größe der Insel und dem Mangel an Waldungen nicht allzu schwer gewesen sein müße. Die Ilha rata dient als Verwahrungsort für allzu widerpenigliche Strahlungen, welche auf der Insel nicht auf ihnen und zur Strafe auf diese abgelegene kleine Insel verbannt und da hin selbst überlassen wurden. Die wenigen gelegentlich dahin ausgeflogen Strahlungen mögen mit ihren Schabfellen eine Menge mit eingeschleppt haben, während die Gelegenheit zur Einschleppung von Platten, wie sie nur längeres Anlegen großer Schiffe darbietet, fehlt.

Eine Haufe in Weerrettig. Das „Neue Wiener Tagblatt“ schreibt: In Wien Weerrettig, dieser so beliebten Würze und Beigabe zu Fleischbeifen, insbesondere zu Würsteln und „Brantfarteln“, ist in den letzten Wochen eine bedeutende Haufe eingeschleppt. Hervorgegangen wurde derselbe durch das Infolge der Unvorsichtigkeit erlassene Einfuhrverbot des Krens aus dem Ausland. Der beste Kren ist der Nürnberger und die Einfuhr von daher war seit vielen Jahren eine bedeutende. Wohl ist dies der Kren aus und es entstand einige Tage hindurch auf den Wiener Märkten eine „Kren-Panik“. Es war kein Kren zu haben und die „Würzen“ — der Ausdruck für eine Krenwurzel — sieg kolossal im Preise, namentlich bei dem so geliebten alten Kren. Wenn früher hundert „Würzen“ 4 bis 12 fl. je nach Qualität gekostet haben, liegen sie in den Tagen der Panik bis auf 25 fl. und auch 30 fl. Hoch wurden jedoch große Sendungen jüngeren Krens aus Niederösterreich und der Slowakei, der bisher fast wertlos und nicht konkurrenzfähig gewesen, auf den Markt gebracht. Die Besitzer von Kren, zumest slowakische Bauern, müßten die Haufe auf dem Gemüsmarkt aus und die Schwanzungen per Hundert betragen zwischen 12 und 18 fl. Da die Spekulation in Kren ziemlich schwach ist und kein Vorrath von altem Kren vorhanden war, mußten die Käufer zu dem einheimischen Kren greifen, der steigenden Absatz fand. In den letzten Tagen ist die Tendenz wieder matter geworden, denn der Markt wurde mit Kren „überflutet“. Die Kosten der Kren-Panik mußte selbstverständlich das Publikum tragen. Liebhaber des bestehenden Nürnberger Krens verjagten bei dem Genusse uneres milden, den Gaumen kaum fühlenden Krens Tränen des Schmerzes über das Einfuhrverbot, aber immerhin viel Würsteln schmackhafter mit einheimischem Kren als — ohne Kren.

Menschen und Affen. In der indischen Stadt Burdwan sind die Affen so zahlreich, daß sie eine Plage der europäischen Einwohner bilden, nicht so aber für die Eingeborenen, welche ohnehin die Affen nicht so sehr als Tiergeheiß erachten. Vor kurzem beantragte der Bürgermeister (Europäer) in der Stadtverordnetenversammlung (Eingeborene), man solle die Stadt von diesen Affen reinigen und dieselben in die Wälder jagen. Er stieß jedoch auf hartnäckigen Widerstand, indem die Herren erklärten, ihre Affen behalten und beschützen zu wollen. Der Bürgermeister verlangte sofort seinen Abschied ein, mit dem Bemerken, er wolle nicht Bürgermeister einer Affenstadt, gemischt mit Menschen sein, und die Affenstadt möge sich zum Bürgermeister wählen, wenn sie wolle. Das hat, denn die Stadtväter fanden es doch etwas zu stark, mit Affen verglichen zu werden, und sie beschloßen, die Affen auszuweisen und den Bürgermeister zu beschließen. Leider war der Beschluß nicht ausführbar, denn erstens liegen sich die Affen nicht ausweisen und zweitens nahm die Bevölkerung diese in Schutz und erklärte ihre Stadtväter für wahnwinnig. Jetzt hat sich nun die Stadt in zwei Parteien geteilt, Bürgermeister und Stadtväter auf der einen, Affen und Einwohner auf der andern; man glaubt, die Affen würden siegen.

Sansel ist zum ersten male in München gewesen und erzählt nun von seinen Erlebnissen. Michl: „So, im Theater bist du gesehn? Was hab'n's denn geb'n?“ — Sansel: „A narrisch Stück, a Moch is drin vorkommen, der hat Frau zueht mit'm Kopfschmerz demergt hot.“ — Michl: „So, weshalb denn das?“ — Sansel: „So, weil 'i halt a Schnupfächer verloren a'obt hot.“

Katzen. Metzer: „Sie wollen mich also wegen des Mißverständnisses an die Luft lassen?“ — Wirt: „So!“ — Metzer: „Aber, du liebes Gemma — was kommt denn schließlich dabei heraus?“ — Wirt: „Sie!“

Der Verabretere. A.: „Von wem ist das Lied, das die Dame eben sang?“ B.: „Von Heine!“ — A.: „Seine? Seine?“ B.: „Das ist der, der den Text zu Mascagni's neuerer Oper „Matelli“ geschrieben hat!“

Sicherster Beweis. Herr: „Du bistest meine Kleider in letzter Zeit ganz miserabel ab, Johann!“ — Diene r: „Aber, gnä Herr.“ — Herr: „Sieh mal her, dies fünfzigjährige Stück fand ich diesen Morgen noch in meiner Tasche!“

Schlauherger. Hans (der mit seiner älteren Schwefter in ein Coups steigt, in dem mehrere Herren sitzen): „Du, Elie, wenn du mir nun nicht gleich alles Bedienung gibst, sag ich „Mama“ zu dir!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheint jetzt in 72 Nrn. zu 25 Pf. eine Volksausgabe von Berthold Auerbach's Schriften. Aus dem Volke hervorgegangen, als Volkschriftsteller zum Dichter gereift, vor Auerbach einer der ersten, der den Stoff für furchtlose Erzählungen aus den Tiefen des Volkslebens hob und dadurch sofort eine Volksthümlichkeit gewann, die sich in allen Schichten der Nation geltend machte. Fern von der höchsten Auffassung vom Reize der Poesie erfüllt, hatte er die Bilder seiner von Schwanzgebirgen umrauschten Heimath wohlgezeichnet und die Geschichten, die man sich dort in seiner Jugendzeit hinterm Schimrocken und bei der Tabakspitze erzählte, in die Sprache der Gebildeten geleitet. Er bewahrte ihnen den reinen bairischen Klang, der an allen unmittelbaren Offenbarungen des deutschen Volksgemüthes haftet; er machte sie aber auch zu Offenbarungen seiner idealen Weltanschauung und tiefen Lebensweisheit.

C. Werdshagen, Protestantisch sei unser Panier! Wider den neuen römischen Reich. Ein Appell an das deutsche Gemüthe. Berlin. C. W. Neidel. 32 S. Preis 50 Pf.

Der Herr Verfasser, uneres Wissens Herausgeber der Korrespondenz des Protestantereins, befindet sich in dieser Schrift seine bereits ausweitig ausgesprochene protestantische Meinung und seinen furchtlosen Freisinn. Er geht von der Wahrnehmung aus, daß auf unerer bürgerlichen Gesellschaft der Kampf und Schrecken der Sozialdemokratie liegt. Nach menschlichem Ermessen sei eine Vereinigung zwischen der bestehenden Gesellschaftsordnung und dem rasch anwachsenden Sozialismus ein Ding der Unmöglichkeit, weil der letztere alle Voraussetzungen unserer Kultur, der bürgerlichen Lebensbedingungen und Weltanschauung für null und nichtig erklärt. Der Kampf gegen den Sozialismus aber verlöre seine moralische Berechtigung, sobald er die Preisgabe unerer eigenen idealen, sittlichen Grundsätze, unerer höchsten geistlichen Güter zur Voraussetzung habe. Alle Maßnahmen der Regierung werden in erster Linie auf ihre Wirksamkeit gegen die Sozialdemokratie geprüft. Unser Staat solle ein protestantischer sein im Sinne protestantischer Sittlichkeit, eingebend seiner geschichtlichen Mission, seiner Kulturaufgaben. Darin müße gefordert werden, daß die Regierung jedwede Maßnahme zur Abwehr des Sozialismus in erster Linie auf ihre Verträglichkeit mit der Ehe und den Sittlichen eines protestantischen Staatswesens prüfe. Würde es einmal zur Staatsverfassung der katholischen Kirche in den entscheidenden Fragen des Kulturlebens und im Hinblick auf die von der Sozialdemokratie drohende Gefahr die maßgebende Stellung einräume, dann habe sie aufgehört, die bürgerlichen Güter der Nation zu hüten, dann sei unser Viel schon verloren und ein verlorenes Reich zu schätzen gegen den Umbruch habe das protestantische Volk kein Interesse. Bismarck, der Heide, Wagner's Maßregeln seien verfehlt, das Reich der Nation sei gegangen, Caprioli, der General, gekommen; die Klänge einer ordnungsmäßigen Parademarche. Ein Mann, der zu gewichtiger Stunde das Wort habe sprechen können: Christenthum oder Atheismus“, der in dieses Wort seine Weltanschauung habe hineinlegen können, stelle den innerlichsten Intuitionen des Volkes fremd gegenüber und sei nicht mit dem feurigen Katholikengeist. Das Mundstück der Regierung des unerer Katholikengeistes die Umarmungen und Drohungen des unerer Katholikengeistes keine Anerkennung ausgesprochen. Es werde nicht lange dauern und wir haben einen neuen Schugelgeheimthum und die Letzten im Lande: katholisch sei Trumpf. Es sei die höchste Zeit, daß amfer evangelisches Volk das Panier des thätigsten Protestantismus aufwerfe und sich zu einer nationalen protestantischen Liga, einer großen freiwirtschaftlichen Oppositionspartei zusammenschließe, um im Sinne des Protestantentums die Kirche wieder zu ihrem prophetischen Beruf und ihrer nationalen Mission zurückzuführen. — Dies ist die Gedankenreihe der mit großer Beden und glühender Begeisterung geschriebenen Broschüre. W. S.

Die die Hebräer bezugsnehmend: Hermann Jordan in Halle. Titel und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. 6.

Unterhaltungsblatt der Saale-Beitung.

Nr. 239. Halle a. d. S., Mittwoch den 12. Oktober 1892.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschalk.

6.

Raum in der Villa angekommen, wurde der Doktor abgerufen zu Frau von Senden, welche plötzlich erkrankt sei. Helmesheim gehörte zwar in das Reich seiner Praxis, aber die Senden'sche Familie erwies sich nicht sehr ergiebig für dieselbe. Der quackisberische Papa befand sich ganz wohl bei seiner fast gappelmannähnlichen Beweglichkeit und seine Stimmung war stets eine ruhig angelegte. Marie war ein Bild jugendlicher Gesundheit, und die Mutter, die hübsche Blondine, war von einem fast unerschütterlichen Nihilismus; und doch war sie die einzige, die bisweilen seine Hilfe in Anspruch nahm. — allerdings bei sehr unbedeutenden Anlässen; aber auch das kleinste Unwohlsein flüchtete ihr die größten Vorurtheile ein; denn wenn nach ihr dafür, daß nicht einige ihrer Weize durch abkühlteren, daß nicht eine Perle geöffnet wurde, durch welche das stets lauernde Alter seinen Einzug halten konnte? Ein Vorbeugungsmittel dagegen hoffte sie in den ärztlichen Rathschlägen zu finden. Der Doktor war an die Pracht und den Luxus des Schloßes in Helmesheim schon gewöhnt. Er wurde ins Schlafgemach der Patientin geführt — er kannte dort schon das prächtige Himmelbett, die Möbel von Alexander; doch auch hier hatte er bisher nicht die Marmorstatue des neobuddhistischen Morphens bemerkt, der als Schutzgeist des Schlafgemachs jetzt zu Füßen des Himmelbettes seine Stelle genommen.

Frau von Senden lag im Bette. Das aufgelöste blonde Haar strömte wie eine Goldflut über die Kissen aus; sie erhob sich ein wenig, den Doktor zu begrüßen.

„Wie freue ich mich, daß Sie gekommen sind, Herr Doktor! Denken Sie sich mein Unglück — ich habe mir den linken Fuß verstaucht.“

„Aber wie ist das gekommen, gnädige Frau?“

„Ich wollte die Treppe hinuntergehen — es ist sonst nicht meine Art! Doch ich hörte einen Wortwechsel — und in der unangenehmen Eile glitt ich aus und fiel einige Stufen hinunter.“

Das Hüßchen der Frau von Senden sah bereits hilflos bedürftig unter der Bettdecke hervor; sie brauchte sich desselben nicht zu schämen; es war ein zerliches Hüßchen mit schon geschwungener Sohle. Frau von Senden war sich dieser Verzögerung wohl bewußt und erleichterte dem Doktor in jeder Weise seine Untersuchungen; sie empfand allerdings Schmerzen bei denselben, welche das Wohlbehagen ihrer Eitelkeit sehr beeinträchtigten.

„Wir müssen zunächst Eismischlagen machen und später einen kleinen Gipsverband anlegen. Da bin dazu nicht vorbereitet und werde heute abend wiederkommen.“

Frau von Senden küßelte der Jose und der Doktor gab derselben die nöthigen Anträge wegen der Umhüllung. Als sie das Gemach verlassen, begann die Patientin ihr Leid zu klagen.

„Sie wissen, ich bin nicht leicht aufgeregt, das liegt in meiner Natur, und ich halte mir überdies jede Aufregung fern, das liegt in meinem Charakter. Heute aber ließ mich mein Temperament und auch meine Willensstärke im Stich. Doch ich fiel nur aus der Rolle, weil mein Mann aus seiner Rolle gefallen war. Sie kennen ihn ja; er ist die Sanftmuth und Lebenswürdigkeit selbst; aber ich muß ihn gedulden lassen. Das habe ich mir längst zur Lebensregel gemacht. — und so fliegt unser Leben dahin wie ein Rauch durch Blumen. Doch wir haben schon seit längerer Zeit hier einen lieben Gast und Hausgenossen, den Grafen Seydenthall, einen prächtigen Herrn; aber er ist ein wenig heftig, und wenn er solche Anfälle hat, da wölgt er die Worte nicht. Da stößt er wie ein Vulkan

alles hervor, was in seinem Innern gährt, Lava und Asche! Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall es heute kam, daß er die neuen Antäken meines Gatten nicht geschmackvoll und preiswürdig fand. Da brauste mein Gatte auf. — ich traute meinen Ohren kaum. — seine Stimme hatte einen so nerösen Ton, daß es mir durch Warten und Wein ging; er läßt sich einmal nicht in seine Liebhabereien hineinreden. Er würde nicht so heftig werden, wenn man den Dolch auf ihn geschied, oder. — laden Sie nur, Doktor — seine Frau verjagt hätte.“

Frau von Senden strich sich die blonden Locken aus dem Gesicht, die beiden Hüßchen waren noch nicht unter die Decke zurückgezogen. Lieber die vorausgesetzliche Gemüthsruhe ihres Gatten bei einem etwaigen Verbrechen solcher Art war Frau von Senden offenbar empört.

„Ich fürchtete einen Unfall. — das Schlimmste, was einem passieren kann. Der Graf ist unser thätigster Freund; wir hoffen, ihm vielleicht noch näher zu treten. So bestie ich mich, die Strittenden zu trennen; ich gleiche aus und falle treppab mich, den Gatten und Hausfreund mitten hinein. Das war nun allerdings das beste Verhütungsmittel. — sie hoben mich auf, sorgten für mich. — und so habe ich mit meinem verstauchten Fuß des Hauses Frieden gerettet.“

„Nun, das verstauchte Fuß wollen wir schon wieder zur Nation bringen; doch werden Sie sich ein wenig schonen müssen; am besten wäre es, wenn sie acht Tage im Bette blieben.“

„Wie ein ernstlich Kranke. — aber, Herr Doktor, da verliert man ja alle Artigkeit des Ansiehens.“

„Die findet sich rasch wieder.“

„Um's Himmels willen, Doktor! Ich bin jetzt schon in Sorge. Aufregungen verderben den Teint. — wenn solche Szenen im Hause wiederkehren. — ich fürchte, aus meinem Gleichmaß herauszukommen und damit ist alles für mich verloren. Dann stellen sich gewiß auch krampfartige Anfälle ein und man bekommt einen verzerrten Zug ins Gesicht. — vielleicht nur leise angedeutet. — aber wer genauer hinsieht, der merkt die Hüßchen und Falten!“

„Das geht nicht so rasch mit dem Alter, das braucht man Zeit“, sagte der Doktor lächelnd.

„Ah, es geht oft erstaunlich rasch! Und die grauen Haare. — das erste weiße Haar würde mir gewiß so vielen Annehmern machen, daß darüber alle andern grau werden würden! Kann man nicht in einer Nacht graue Haare bekommen?“

„Gewiß, das wird von der Königin Marie Antoinette erzählt.“

„Und das war eine Königin.“ versetzte Frau von Senden zerfurcht, „die keine Sorgen hatte. Ach Gott, ja, sie sollte ja hügerig werden; aber lieber Herr Doktor, lassen wir die Dinge, beschäftigen wir uns lieber mit den Füßen! Ich werde doch nicht etwa lahm bleiben?“

„Fürchten Sie nichts! Wenn Sie folgiam sind, werden Sie nach vierzehn Tagen wieder hergestellt sein. — und es wird auch kein hinterer Boie nachkommen.“

Die Jose kam mit den Eismischlagen; der Doktor wies sie genau an, wie sie dieselben auflegen und erneuern sollte, und betsprach wiederkommen. Zwei Fahrten an einem Tage — er hatte kein Verbandszeug mit.

Unter vor dem Hause traf er Marie mit ihrer Gesellschafterin, einem sehr munter aussehenden Fräulein, das einige Prüfungen glücklich bestanden hatte, ohne daß durch ihre Studien ihre Gesichtsfarbe und ihr Humor Schaden genommen. Der Doktor konnte derartigende Auskunft ertheilen und Marie empfand doppelte Freude; einmal daß der Mutter; ein. G.



Gefahr drohe, dann aber, daß sie mit ruhigem Gemüthe und fröhlichem Sinn den Spaziergang in den Wald unternehmen konnte, auf den sie sich schon tagelang gefreut hatte.

Niemand traue den harmlosen Mädchen, denn sie führen Kränze im Schilde, jedoch einmal der Geist des Heinen Gottes sie gerührt hat, Marie hatte bei ihrer Begegnung mit Enrico auf der Promenade der Stadt eine Zusammenkunft verabredet . . . und zwar zu einer bestimmten Stunde dieses heitersten Tages . . . oben auf dem Breiten Stein, einem Aussichtspunkte des Waldes, das an Helmschleims äußerster Grenze lag.

Dorthin wollte er, ohne das Schloß zu berühren, auf den nächsten Wegen reiten. Mariechen besuchte noch ihre Mutter, die sie getroffen fand, eilte in den Hof hinunter, sah dann ängstlich nach dem Zeiger der Schloßuhr über dem Portal; sie kam zurecht und brauchte sich nicht einmal außer Altem zu laufen. Die muntere Sufette nahm sie mit sich als Anstands-dame — und trotz ihrer zwei Brüderinnen als Erzieherin fand diese nichts Verhängliches daran, wenn sich zwei Liebende zusammenfinden, wo es ihnen gerade am bequemsten und geeignetsten erschien.

Wie lauchte der schöne Tag dem glücklichen Mädchen, dessen Schritte die Liebe beschleunigte! Ueber breite Kornfelder flogen machlose Wolkenbänke . . . sie konnten nicht hindern, daß gleich darauf wieder das Gelb der Ähren, über denen ein leiser sommerlicher Duft schwebte, im Sonnenlauge leuchtete! Da pflichtete sie im Vorübergehen Epänen und Korralben und wand auch lippigen Wobn in den Kranz . . .

Schweigend schritt sie an der Seite ihrer Begleiterin, welche ein Liedchen trällerte, sobald fliehende Vögel die Sonne verdreht, ihren Schirm dazu benutzte, Disteln zu lösen, so gut es gehen wollte, und allerlei hochfingelligen Blumen, die am Wege standen, den Garanz zu machen. Wie ein golden wallender Schleier breiteten sich thalaufl, Thalab die Krongebirge zu den Waldhöfen, die am fernem Horizont im Sonnenlauge flammten . . . und blaue duftige Berge dahinter. Dorthin ging die Sehnsucht! U wie war die Welt so groß, das Leben so reich, das Herz so weit und glücklich! Welch ein Summen und Surren der Kreatur, die sich des Lebens freute! Es war eine Geheimrede, mehr geflüstert als gehört, die einen Widerklang im Herzen fand. Um die Thälchenflühen summten die Bienen . . . aus den Kornfeldern zwitscherte die junge Lerchenbrut . . . o warum sind die Tontellen so schwach, auf denen der Kranz sich zum Ohre des Menschen wiegt! Es war so still ringsum, man hätte den Flügelschlag des Taupflanzenauges hören müssen, das um eine Glodenblume, die Verbotene des nahen Waldes, gauselte. Was aber Marie hörte, das war das Klopfen ihres eigenen Herzens, eine leise Bangigkeit wegen des verbotenen Weges und die freudige Erwartung des Wiedersehens. Sufette fand den Weg sonnig und heiß, und er, als sie in den Schatten des Waldes trat, ließ sie lauter ihre Lieder erklingen. Es waren nicht Salonlieder von Schubert und Schumann, sondern Volksweisen, oft recht led und naiv, und dazwischen auch manche lustigen scherzende Operettenmelodie. Sie waren ja auch der

Wanderung zu einem Abenteuer — und da war ja der ganze Wald zerstreut. Bald waren sie auf der Höhe des Waldhügels angekommen, da schimmerte etwas durch das Büschelwerk; näher herantretend, erkannte sie Enrico's Schimmel, der, am Eisenast angebunden, ihnen fröhlich entgegenwieserte . . . und bald konnte Marie ihrem Fremde die Hand drücken.

„Kommt, mein Schimmelchen! Ich wie du, wir sind hier beide ziemlich überflüssig, nachdem wir den Transport besorgt . . . plaudern wir ein wenig zusammen.“ So sagte Sufette zu dem Pferde, indem sie ihm den Nacken freilegte und die Mähne trante; „hätt' ich nur ein Stück Zucker mitgenommen . . . du könntest auch etwas Süßes genießen wie dein Herr und brauchtest nicht in der Luft herumzuschwippen.“

Der Breite Stein war früher ein weitläufiger Aussichtspunkt gewesen, doch die am Heilen Gang, über dem sich ein Felsballen erhob, aufwachsenden Felsen ließen nur noch den Fernblick zwischen ihren Wipfeln zu und hatten den sonst so weit sichtbaren Feldverpflanz in ein Verfall verwandelt, wie es den Liebenden nicht willkommen sein konnte.

Sie saßen auf der Steinbank . . . zu beiden Seiten erhoben sich zwei zitternde Eichen . . . auch ohne Anstalts bedte das Raub — das Bild der schüchternen Liebe, die vor sich selbst erschreckt.

Und Marie erschauerte vor sich selbst und ihrer Kühnheit und ihrem Glück, als sie ihm die Hand reichte und er sie mit Klüssen bedeckte.

„O, was thum wir“, flüsterte sie, „es ist unrecht, hier so ganz allein . . .“

„Und ich mügte Sie allein sprechen, liebe Marie! Und daß Sie gekommen sind . . . es ist mir ja schon die Würdigkeit meines Glückes!“

„Doch wie könnt' ich Ihnen Ihr Glück verbürgen? Wer vermag das überhaupt!“

„Das Glück liegt in dem Vernunftsein, daß Sie meine Liebe erwidern! Wie würden Sie sonst sich hierher gewagt haben . . . zu dieser einsamen Begegnung?“

„Das gute das Gesicht Sufettes hinter der Eipe hervor mit einem recht schönigen Ausdruck.“

„So ganz einsam sind wir denn doch nicht! Fräulein hat den Kranz vergessen, den sie gewunden und den ich ihr nachtrag.“

Und mit einem amüßigen Knix erhob sich Sufette auf dem Felspodium, überreichte Marie den Kranz und warf dem jungen Liebhaber einen heilsprühenden, heils herausfordernden Blick zu. Nachdem sie sich so als Vertraute des jungen Fräuleins eingeführt und als verschleierte Mitwisserin des Geheimnisses sich auch ihren Anbruch auf den Kopf des jungen Herrn geschickt, verschwand sie wieder hinter den Coulissen, um Heidelbeeren zu pflücken, ein lautes Zwiegespräch mit dem Schimmel zu halten und dazwischen ein Lied zu trällern. So erinnerte sie die Liebenden stets daran, daß sie unter Aufsicht waren, und erfüllte ihre Pflichten als Anstands-dame.

(Fortf. folgt.)

Des Andern Weib.

Novelle von Reinhold Ortman.

„Es ist nun das dritte mal, daß Herr Nordenfeld mit unserem Grethchen tanzt! — Hast du es bemerkt, Heinrich? — Oder wendest du deine Aufmerksamkeit lieber andern Dingen zu als dem reinen Sinne?“

Der kleine hieße Herr, an welchem in etwas scharfem Tone diese Frage gerichtet worden war, sah sichtlich erschrocken zusammen, denn sein Gewissen war wirklich nicht ganz rein. Seit zehn Minuten schon liebtegelte er sehr zärtlich mit der verzeihungsreichen Flachsenbatterie, die kaum fünf Schritte von ihm entfernt auf einem Büchlein in der Saale aufgeschoben war, und als ein ehrlicher Mann hätte er unumwunden eingestehen müssen, daß er über dem verführerischen Anbilde in der That seine Katepflüchten ganz und gar vergesse habe.

Aber der penitente Rechnungsrahm Heinrich Ebert hätte sich wohl gebietet, den Unwillen seiner Gattin durch ein solches Geständnis heraufzubeschwören. Er wandte vielmehr dem lebenden Bilde in der Saale entgegenwollend den Rücken und erwiderte mit all dem dienfertigen Eifer eines schlechten Gewissens:

„Weißt ein Gebende, liebste Adelheid! — Natürlich habe ich es bemerkt — natürlich! — Und wenn du meinst, daß sie sich dabei zu sehr erschauert!“

Die edigen Schulkten der Rechnungsrahm machten eine gering-schätzig abweisende Bewegung. „Sie hat ja zum Glück noch nicht deine Vollständigkeit“, sagte sie ironisch. „Aber es wunderd mich nicht, daß du angesichts einer so auffallenden Erziehung eine andere Sorge hast als diese. Es ist ja von jeder m eine Aufgabe gewesen, aber das Weib und was dieses Kindes zu wagen.“

Eine Aufgabe, die ihr diesem Schicksal und deiner Energie getrotzt überlassen durfte, liebe Adelheid! Schmückte der kleine Herr, dem offenbar sehr viel daran gelegen war, seine Lebens-gesährtin gerade heute bei guter Laune zu erhalten. Es war ja genug, daß ich allezeit bereit war, im Augenblicke der Gefahr mit der eueren Kraft des Mannes für unser Kleind zu eintreten.“

Die Berufung auf seine eigene Kraft nöthigte der Frau Nähtin zwar ein hüthiges Lächeln ab, aber das oetliche Kompliment schien sie doch um vieles freundlicher zu stimmen.

„Er ist ja ein sehr hüthiger und liebenswürdiger junger Mann, dieser Herr Nordenfeld“, fuhr sie, ihren schwarzen Hals-schier in rotheinde Bewegung legend, mit gedämpfter Stimme fort, „aber gerade deshalb und weil er bei seinem Vermögen wie

bei den glänzenden Ausblicken der Fabrik berechnete Ansprüche machen darf, wird er es wahrscheinlich auf ein reiches Mädchen abgesehen haben. Es kommt mir nicht einermachen, daß er Margarethe so auffällig vor allen andern Damen auszeichnet. — Zum Spielzeuge für die vorübergehende Laune eines jungen Herrn ist mir das Kind zu schade, und ich werde nicht zugeben, daß sie ohne Noth kompromittirt werde.“

„Aber das ist ja auch wohl nicht zu fürchten“, meinte Ebert gummig beschwichtigend. „Weil er ein paar mal hintereinander mit ihr getanz hat.“

„Dahin verzieht du nichts!“ fiel ihm seine Gattin mit großer Bestimmtheit ins Wort. „Mit dem Tanzen fängt es an, und kein Mensch kann wissen, wie es schließlich endet. Wir dürfen nicht abwarten, bis Grethchen vielleicht für immer um das Glück und den Frieden ihres Herzens betrogen worden ist. Du mußt herausbringen, Heinrich, ob Nordenfeld erstausste Absichten hat, und das nicht der Fall ist, darf sich unter kein feine Subtilitäten nicht weiter geüben lassen.“

Die Bestürzung in den Mienen des Rechnungsrahms bewies deutlich genug, wie wenig erachtet er von der Aufgabe war, welche seine sorglose Gattin ihm zugeworfen. Aber es war vor ihm nicht mehr möglich, einige heilschende Einwendungen zu erheben, denn das junge Paar, mit welchem ihr Gespräch sich beschäftigt hatte, kam loeben auf sie zu.

Der Fabrikbesitzer Wily Nordenfeld war eine schlanke, elegante Erscheinung mit hüthigem, jugendfrischem Gesicht; die junge Dame in dem einfachen, matterlanten Talarantafel aber, zu welcher er jetzt sehr angelegentlich und mit eigenhändig leuchtenden Augen sprach, war von zu entzückendem Reize in Anblick und Gestalt, daß man wahrlich nicht lange nach einer Erklärung dafür zu suchen brauchte, weshalb er gerade ihr vor allen andern den Vorzug gegeben.

„Da bringe ich Ihnen Ihren Schah zurück, verehrteste Frau Nähtin“, sagte er mit dem liebenswürdigsten und einwermittelndsten Ton, dessen seine wohlthunende Stimme fähig sein mochte. „Noch haben Sie ja das beneidenswerthe Recht, ihn zu hüthen, bis eines Tages der Glückliche kommen wird, der Ihnen das kostbare Besitztum für immer entführt.“

Das junge Mädchen verlor das Gesicht hinter dem Fächer, und es war darum nicht zu erkennen, welchen Eindruck die artigen Worte auf sie hervorgerufen. Die Rechnungsrahm aber, die mit einem mal überaus freundlich auslief, lächelte geschmeichelt.

„Wie zu jenem Tage rinkt wohl noch mancher Tropfen ins Meer“, meinte sie. „Mit ihren achtzehn Jahren ist Margarethe ja sehr noch ein Kind.“

Die Musik war verstummt und die jungen Damen begannen vorwärtig zu dreien durch den Saal zu wandeln. Auch auf Margarethe war eine gleichzeitige Fremdbin angetreten, und sie hatte angeden sehr bereitwillig den Arm derselben genommen. Wily Nordenfeld folgte der Dazwischentreitenden mit den Augen; dann aber erbot er sich hüthlich die Erlaubnis, an dem kleinen Tischchen bei dem Ehepaar Platz nehmen zu dürfen. Frau Ebert vor ihrem Gatten einen bedeutenden Blick zu, und unter verthoblenem Seuzen rieb sich der Arme mit seinem Taichentuche die Stirn.

„Aber was muß ich sehen, meine Herrschaften! — Man hat Sie ja nicht einmal mit einer Erklärung verortort. Ich bitte lausendmal um Entschuldigung wegen der nachlässigen Bedienung.“

Mit diesen Worten war Nordenfeld sogleich wieder ange-sprungen, um einen der im Saale herumlungelnden Kellner heranzuwinken.

„Trinken Sie rothen oder weißen, Herr Rast? — Es war mir, als ob Sie vorhin bei Tiage den Rheinwein bevorzugt hätten.“

„Aber das eben noch so bekommen und sorgenvolle Anblick des kleinen Herrn hatte es sich wie ein Schimmer der Ver-sicherung getreitet. Doch wagte er nicht, seine Gemahlin an-zugehen, während er erwiderte:

„Es war allerdings ein köstlicher Rädesheimer, welcher uns

Bunte Zeitung.

Fernando de Narona. Etwa 200 englische Meilen vom brasilianischen Festlande entfernt liegt die Inselgruppe Fernando de Narona. Sie besteht aus mehreren kleinen Inseln, von denen die Hauptinsel 5 englische Meilen lang und an der breitesten Stelle 2 breit ist. Obwohl diese kleine Inselgruppe schon 1503 von Amerigo Vesputici auf seiner dritten Reise entdeckt wurde, so ist sie doch bis vor kurzem fast unbekannt geblieben. Denn da die Insel der wissenschaftlichen Begierung zur Verproviantung von Verbrechern dient, so dürfen Schiffe dort nicht anlegen, auch dürfen sich dort keine Boote befinden, um den Strahlenden Fische-zug nicht unmöglich zu machen. Eine wichtige Erziehung in der Geschichte dieser Insel bilden, wie Dr. S. v. Zehring im „Globe“ mittheilt, die Ratten. Die Amerigo Vesputici sich dort zuerst antheilt, traf er als einzige Säuge-thiere der besetzten Insel auffallend große Ratten. Die Insel, die reichlich Süßwasser hat,

freibezug wurde, Herr Nordenfeld — und wenn es nicht zu unbedeuten wäre —

„Auf die Gesundheit der liebenswürdigen Gattin des aller-schönsten Ehepaars!“

„Aber das ist ja auch wohl nicht zu fürchten“, meinte Ebert gummig beschwichtigend. „Weil er ein paar mal hintereinander mit ihr getanz hat.“

„Dahin verzieht du nichts!“ fiel ihm seine Gattin mit großer Bestimmtheit ins Wort. „Mit dem Tanzen fängt es an, und kein Mensch kann wissen, wie es schließlich endet. Wir dürfen nicht abwarten, bis Grethchen vielleicht für immer um das Glück und den Frieden ihres Herzens betrogen worden ist. Du mußt herausbringen, Heinrich, ob Nordenfeld erstausste Absichten hat, und das nicht der Fall ist, darf sich unter kein feine Subtilitäten nicht weiter geüben lassen.“

Die Bestürzung in den Mienen des Rechnungsrahms bewies deutlich genug, wie wenig erachtet er von der Aufgabe war, welche seine sorglose Gattin ihm zugeworfen. Aber es war vor ihm nicht mehr möglich, einige heilschende Einwendungen zu erheben, denn das junge Paar, mit welchem ihr Gespräch sich beschäftigt hatte, kam loeben auf sie zu.

Der Fabrikbesitzer Wily Nordenfeld war eine schlanke, elegante Erscheinung mit hüthigem, jugendfrischem Gesicht; die junge Dame in dem einfachen, matterlanten Talarantafel aber, zu welcher er jetzt sehr angelegentlich und mit eigenhändig leuchtenden Augen sprach, war von zu entzückendem Reize in Anblick und Gestalt, daß man wahrlich nicht lange nach einer Erklärung dafür zu suchen brauchte, weshalb er gerade ihr vor allen andern den Vorzug gegeben.

„Da bringe ich Ihnen Ihren Schah zurück, verehrteste Frau Nähtin“, sagte er mit dem liebenswürdigsten und einwermittelndsten Ton, dessen seine wohlthunende Stimme fähig sein mochte. „Noch haben Sie ja das beneidenswerthe Recht, ihn zu hüthen, bis eines Tages der Glückliche kommen wird, der Ihnen das kostbare Besitztum für immer entführt.“

Das junge Mädchen verlor das Gesicht hinter dem Fächer, und es war darum nicht zu erkennen, welchen Eindruck die artigen Worte auf sie hervorgerufen. Die Rechnungsrahm aber, die mit einem mal überaus freundlich auslief, lächelte geschmeichelt.

„Wie zu jenem Tage rinkt wohl noch mancher Tropfen ins Meer“, meinte sie. „Mit ihren achtzehn Jahren ist Margarethe ja sehr noch ein Kind.“

Die Musik war verstummt und die jungen Damen begannen vorwärtig zu dreien durch den Saal zu wandeln. Auch auf Margarethe war eine gleichzeitige Fremdbin angetreten, und sie hatte angeden sehr bereitwillig den Arm derselben genommen. Wily Nordenfeld folgte der Dazwischentreitenden mit den Augen; dann aber erbot er sich hüthlich die Erlaubnis, an dem kleinen Tischchen bei dem Ehepaar Platz nehmen zu dürfen. Frau Ebert vor ihrem Gatten einen bedeutenden Blick zu, und unter verthoblenem Seuzen rieb sich der Arme mit seinem Taichentuche die Stirn.

„Aber was muß ich sehen, meine Herrschaften! — Man hat Sie ja nicht einmal mit einer Erklärung verortort. Ich bitte lausendmal um Entschuldigung wegen der nachlässigen Bedienung.“

Mit diesen Worten war Nordenfeld sogleich wieder ange-sprungen, um einen der im Saale herumlungelnden Kellner heranzuwinken.

„Trinken Sie rothen oder weißen, Herr Rast? — Es war mir, als ob Sie vorhin bei Tiage den Rheinwein bevorzugt hätten.“

„Aber das eben noch so bekommen und sorgenvolle Anblick des kleinen Herrn hatte es sich wie ein Schimmer der Ver-sicherung getreitet. Doch wagte er nicht, seine Gemahlin an-zugehen, während er erwiderte:

„Es war allerdings ein köstlicher Rädesheimer, welcher uns

frei bezogen wurde, Herr Nordenfeld — und wenn es nicht zu unbedeuten wäre —

„Auf die Gesundheit der liebenswürdigen Gattin des aller-schönsten Ehepaars!“

„Aber das ist ja auch wohl nicht zu fürchten“, meinte Ebert gummig beschwichtigend. „Weil er ein paar mal hintereinander mit ihr getanz hat.“

„Dahin verzieht du nichts!“ fiel ihm seine Gattin mit großer Bestimmtheit ins Wort. „Mit dem Tanzen fängt es an, und kein Mensch kann wissen, wie es schließlich endet. Wir dürfen nicht abwarten, bis Grethchen vielleicht für immer um das Glück und den Frieden ihres Herzens betrogen worden ist. Du mußt herausbringen, Heinrich, ob Nordenfeld erstausste Absichten hat, und das nicht der Fall ist, darf sich unter kein feine Subtilitäten nicht weiter geüben lassen.“